

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 63 (1983)
Heft: 2

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kammerspiel in verborgenen Gärten

Das wagemutige Roman-Debüt eines jungen Schweizers¹

Wie ein endloser Tag-Traum liest sich der Roman des 27jährigen *Martin R. Dean*, wie eine gewaltig ausholende Parabel auch. Dabei ist er, was Schauplätze und Personen angeht, ganz als Kammerspiel konzipiert.

In einer abgelegenen, von einem wuchernden Garten umschlossenen Villa in Südfrankreich lebt der junge Manuel Kornell; allein, nur ein Gärtner irrt und werkelt einmal in der Woche herum, und ein paarmal kommt, meist unangemeldet, für kürzer oder länger der Millionär Brosamer zu Besuch – er hat Manuel Haus und Garten zur Verfügung gestellt, damit er ihm während eines Jahres «genau» berichte, «wie man hier lebt»; überhaupt nicht interessiert dagegen ist er an Manuels Vergangenheit.

Genau mit der aber muss Manuel zunächst fertigwerden. Ihm ist eine Liebesbeziehung zerbrochen, und im ersten Teil des Romans versucht er nun, in der Abgeschlossenheit schreibend sich zu erinnern, was sie ihm bedeutet hat, warum und wie sie zu Ende gegangen ist. (Dean entwirft dabei behutsam und genau das Porträt einer jungen Frau, die weggeht von allem und allen, um zu sich selbst zu gelangen.) Aber nach einem Vierteljahr stellt Manuel fest: «Der Garten frisst meine Vergangenheit», und in dem

Masse, wie er sie verliert, nimmt die Gegenwart von seinem Bewusstsein Besitz: der Garten, zu allen Tages- und Jahreszeiten; das Haus mit den drei «infernalisches» asynchron schlagenden Uhren; «die lautlose Zeit, die mir Räume öffnet, die ich begehen kann.»

Der Gärtner, von Manuel (nach dem hässlichsten Griechen vor Troja, dem Un- und Antihelden des homerischen Mythos) Thersites genannt, und Brosamer sind im zweiten Teil des Romans Manuels einzige Gesellschaft – wobei ich Frau von Kesselring, die Brosamer einmal mitbringt, übergehe; sie wirkt in den Roman hereingezwungen, wird, was das literarische Gewicht angeht, ihrer dramaturgischen Funktion als Auslöserin der Thersites-Tragödie nicht ganz gerecht. Gerade mit diesem aber und mit Brosamer hat Dean zwei Romanfiguren geschaffen, die so leicht nicht zu vergessen sind und weit über das Skurrile, Exzentrische hinaus, das ihnen eignet, verbindlich sind. Nicht so sehr psychologisch, sondern – was ja wohl anspruchsvoller und interessanter ist – als erzählerische Konzeptionen und Konstellationen; sie sind weniger einer Wirklichkeit abgeschaut als zu einer zusammengesetzt.

Was die drei Personen schicksal-

haft verbindet, ist der Garten, der unberührt von den Spielen der Macht und Ohnmacht in ihm und um ihn weiterwuchert, immer labyrinthischer wird, mehr zuwächst.

Der Garten ist in Deans Roman thema- und formbestimmend. Nicht nur als tägliche Erfahrung des Chronisten Manuel, sondern auch als Stoff für dessen Selbstgespräche und die endlosen Gespräche mit Brosamer. Thersites, selber ein Teil der Natur und zugleich heimgesucht von ihr, bearbeitet den Garten mit dem Ziel, ihn wieder Natur werden zu lassen. Für Manuel ist er eine ständige Provokation und Bedrohung, auch eine Aufgabe und ein bis zuletzt unerledigtes Pensum («analysierend und dokumentierend müsste ich ihn angehen, bevor er mir über den Kopf wächst»). Brosamer schliesslich versteht ihn als «Utopie», «als Ausschöpfung und Präzisierung menschlichen Denkens», als Überwindung der Natur.

In seiner grossangelegten, in mehreren Anläufen erzählten Geschichte der Gärten und der Gartenkunst geht es ihm um «das Verhältnis von Mensch und Geschichte. Die allmähliche Befreiung der Menschen vom wuchernden Naturbegriff». Manuel lernt erst allmählich, Brosamers konsequentem Entwurf, der auf der Überzeugung basiert, «die Welt sei ein ästhetisches Problem», zu widersprechen, «den Machtanspruch des Menschen, den diese Gärten zum Ausdruck bringen», in Beziehung zu setzen «auch zu den gesellschaftlichen Verhältnissen, konkret zur politischen Despotie». Er will immer entschiedener wissen, «was sich ausserhalb dieses Gartens, aller Gärten ereignete». Und er beginnt sich zu fragen, ob er «nicht schutz- und

wehrlos mitten im Laboratorium eines grössenwahnsinnigen Forschers» liege, der «der Zeit das Gleichnis Ewigkeit abringen will» und auch Manuel «eine Metamorphose durchmachen sehen» wollte: «bis zur totalen Aufgabe Ihrer Vergangenheit, und damit Ihres bisherigen Lebens», gesteht er gegen Ende des Romans, als Manuel seine «Statistenrolle» bereits durchschaut und gekündigt hatte, als Brosamers «Monolog nicht mehr unbestritten in seinem Ohr hallte», sondern «eine nüchterne Rechnung» wurde, die Manuel «Schritt für Schritt nachzukontrollieren gewillt war». Er fragt sich zuletzt, welches der «unzähligen Gesichter» Brosamers «echt» sei, er vermutet «Grössenwahn» und «leidige Hochstapelei» und dass deren «Wurzeln in einem totalen Versagen liegen müssen».

Brosamer hält den Fragen, dem Widerspruch und der Emanzipation Manuels nur notdürftig und am Ende gar nicht mehr stand. Am letzten Abend in der Villa, im Verlauf des letzten Gesprächs gesteht er das Scheitern seines Experiments ein und gibt erstmals dessen Voraussetzungen preis – infolge eines Gedächtnisverlusts hat Brosamer versucht, sein Leben, «Vergangenheit wie Zukunft, dem Begriff der Konstruktion» zu unterwerfen: «Ein neues Leben aus dem Nichts heraus wählen! Eine Neuschöpfung, ganz und gar. Aus einer unendlichen Anzahl möglicher Vergangenheiten die eine herausgreifen (. . .) Ich wollte dem Zufall keine Chance mehr einräumen.» Manuel war als ein Teil dieser Konstruktion gedacht. Sein Ausscheren lässt sie in sich zusammenfallen.

Brosamer aber, entlarvt und entdä-

monisiert, steht vielleicht in seinem Scheitern, seiner Müdigkeit und Trauer und seiner Teilnahmslosigkeit am Ende, näher als zuvor. Hinter der Vielzahl seiner Gesichter ist auch dasjenige der Sehnsucht, ein Schöpfer zu sein, sichtbar geworden. Er ist um alles gebracht. Die Villa muss er verkaufen an ein Chemie-Konsortium, das sie in ein Zentrum «für wissenschaftliche Symposien, zur Erholung von Führungskräften» umgestalten will und zu diesem Zwecke den Garten einebnen, die Hügel abtragen und den Bach kanalisieren wird.

Manuel behauptet, dies alles kummere ihn nicht mehr: «Meine Zeit hier war abgelaufen.» Er hat aus dem Garten herausgefunden. Die Geschichte dieses Gartens ist zuende, vielleicht die der Gärten überhaupt. Angefangen hat sie beim Paradiesgarten, führte dann über die Gärten im alten Griechenland (wo «zum erstenmal in der Geschichte überhaupt dem ursprünglich paradiesischen Garten radikal die Stätte des Geistes, des Wortes und des Denkens entgegengehalten wurde») bis zur «Krönung aller Gärten», dem chinesischen Garten, der «in jeder Hinsicht transzendental» ist, «ein Rätsel, das nur zum Eingeweihten spricht»: «Fern von aller abendländischen Eloquenz erlöst er den Menschen und führt ihn zu seiner kosmischen Dimension».

Dean lässt offen, ob das Ende der Gärten, wie Brosamer sie verstanden hat, wirklich nur Fortschritt ist. Sein Protagonist Manuel jedenfalls hätte ohne den Garten, mit dem er sich ein Jahr lang abgegeben hat, und ohne die endlosen Gespräche über Gärten nicht aus ihnen heraus und – vielleicht – zu einer neuen Freiheit gefunden. Die Gespräche über Gärten sind denn auch das unbestreitbare Zentrum des ganzen zweiten Teils von Deans Roman. (Der schriftstellerische Mut, statt auf Story, Milieu und Psychologie auf Reflexion und Diskussion als Trägern erzählerischer Spannung zu setzen, ist aller Ver- und Bewunderung wert!) Und Brecht, der in einer Zeit zu leben meinte, «wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist», müsste sich wundern, wie weit ein Gespräch über *Gärten* führen kann; in welchem Ausmass es die Kultur- und Sozialgeschichte der Menschheit zu thematisieren, «Kultur als Vergeistigung von Brutalität» zu entlarven oder zu legitimieren vermag, und wie intensiv es die Frage stellt, welches bei diesem wie jenem die Funktion des Künstlers, bzw. Schriftstellers sei.

Heinz F. Schafroth

¹ Martin R. Dean, *Die verborgenen Gärten*, Roman. Hanser Verlag, München 1982.

Politkrimi im Kloster

Zu Umberto Eco, «Der Name der Rose»¹

«*Der Name der Rose*» – ein umfangreicher Roman mit zahlreichen lateinischen Zitaten, die im Anhang übersetzt sind – ist der erste Roman eines fünfzigjährigen Professors der Semiotologie in Bologna, der über Aristoteles, über Thomas von Aquin, aber auch über Sherlock Holmes und über Comics geschrieben hat und selber mit allen Medien vertraut ist. Dieser Roman, dem einige als Parodie gemeinte Erzählungen vorangingen und den man von diesem Autor nicht erwartete, hat in Italien 450 000 Käufer gefunden, ein Erfolg, den sonst in Italien Autoren wie Guareschi mit den volkstümlichen Geschichten vom Pfaffen und vom Kommunisten errangen. In Frankreich wurde das Fünfzigste Tausend erreicht, und der Erfolg der deutschen Ausgabe in meisterhafter Übersetzung ist noch weit grösser.

Die kritische Aufnahme gehört bereits zur Aura des Romans, über den man nicht mehr so sprechen kann, als habe man keine Rezensionen gelesen, als sei man nicht von diesem Erfolg beeindruckt. Denn man liest einen so reichlich kommentierten Bestseller hohen Ranges nicht naiv, sondern im Bewusstsein, danach ein Gesprächsthema zu haben. So verhielt es sich seinerzeit mit dem «Alexandriaquartett» Lawrence Durrells.

Für Umberto Eco ist Lesen etwas Kreatives. Er hat sich den Leser als Komplizen gesichert, denn dieser Kriminalroman, der in einem Kloster Norditaliens im vierzehnten Jahrhundert spielt – Auseinandersetzungen

zwischen Kaiser und Papst, auch Avignon mit Gegenpapst gehören dazu – ist so spannend, wie es ein in unserer Gegenwart angesiedelter Thriller sein kann mit seinem täglichen geheimnisvollen Mord, mit einem im Umschlag aufgezeichneten Bauplan, der auf das Geheimnis der verborgenen Bibliothek weist. Eco, der Erforscher von Conan Doyles Detektivgeschichten, macht Spässe, die der Leser versteht und genießt.

Wenn «*Der Hund von Baskerville*» der berühmteste Roman mit Sherlock Holmes ist, so nennt Eco seinen klerikalen englischen Detektiv, der zugleich an die englische Philosophie jener und unserer Zeit rührt, Baskerville. Und wenn Sherlocks Intuitionen von Doktor Watson aufgezeichnet wurden, so ist der vorgeschobene Autor von «*Der Name der Rose*» ein englischer Mönch namens Adson. Gleich zu Anfang wird Baskervilles Spurenlesen durch seine Schilderung eines flüchtigen Pferdes glänzend gerechtfertigt, die Umberto Eco collageartig einfügt. Sie findet sich ganz ähnlich bei Voltaire, Wilhelm Hauff und anderen; wie Bertolt Brecht, auf seine Verwendung der Gedichte Villons angesprochen, kann Eco sagen: «*Ich habe mir etwas herausgenommen.*»

Jorge Luis Borges, den der gleiche deutsche Verlag betreut – die neue Ausgabe umfasst bereits zehn schmucke Bände –, wird vielleicht hierzulande noch immer nicht so viel gelesen wie auf französisch und englisch, er ist aber legendär. Auch wer

wenig vom greisen Argentinier kennt, weiss, dass die Welt der Bücher bei diesem erblindeten Schriftsteller, der selber Direktor der Nationalbibliothek in Buenos Aires wurde, eine besondere Rolle spielt, und freut sich daher, als Bibliothekar in diesem Kloster den blinden «Jorge aus Burgos» zu finden.

Das Genie Umberto Ecos liegt in seiner Verführungskunst. Wir kennen Romane, die uns so nebenbei viele, meist zuviele Informationen mitteilen; hier werden wir in Leben, Gedankenwelt und politische Probleme des Mittelalters in einer Weise eingeführt, die uns den Eindruck gibt, das alles schon irgendwie gewusst zu haben. Wir fühlen uns nicht professoral belehrt, sondern geehrt vom Vertrauen eines Autors, der an unsere von ihm vorausgesetzte Bildung und Assoziationsfähigkeit anknüpft. Wenn schliesslich die vorhandenen und verlorenen Werke des Aristoteles zur Ästhetik eine gewaltige Bedeutung erhalten, so meinen wir – es grenzt an Zauberei – vom Romancier bloss an unser ohnehin vorhandenes Wissen erinnert worden zu sein und reagieren eher als mit einem staunenden «Oh!» mit einem bestätigenden «Aha!».

Ebenso verhält es sich mit den Anspielungen, die auf Ähnlichkeiten zwischen extremen Sekten jener Zeit und den Roten Brigaden weisen. Wir selber sind es, die diese versteckte Aktualität bemerken. Von der Deduktionsgabe Baskervilles stimuliert, wird der Leser zum Detektiv, zum Mitspieler. Er fühlt sich nicht nur gebildet, sondern auch klug.

Ich kenne Leser – auch Kritiker –, die traurig waren, als dieser dicke Roman sich dem Ende näherte, mit dem sie gern noch einige Tage mehr zuge-

bracht hätten. Von wievielen Romanen kann ein Berufsleser das behaupten?

Wie erklärt sich in diesem Fall, dass Kritiker, die Borges lieben – hier denke ich an einige Franzosen, an Dieter E. Zimmer, an Alice Vollenweider –, sich gegenüber Ecos Angebot spröde erwiesen und hier bei aller erzählerischen Verve nichts fanden, was ihr Herz und ihren literarischen Verstand ansprach, sondern nur eine kunstvolle Staffage? Das menschliche Interesse, das der Abt und die Mönche, auch jener blinde Bibliothekar wecken, ist tatsächlich nicht grösser als dasjenige der Herren und Damen, die Agatha Christie an einem englischen Weekend zur Strecke bringt, damit Hercule Poirot brilliert.

Romane, in denen es keine Gestalten, sondern nur Figuren gibt, die mit ihrer Funktion in einer Handlung zusammenfallen, keine sonstige Präsenz haben, nennt man Unterhaltungsliteratur. Nun wissen wir, dass die Trennung zwischen hoher und «unterhaltender» Literatur fragwürdig ist. Die Literatursoziologen finden in den Trivialromanen mehr Anschauungsmaterial als in den «anspruchsvollen» Werken. Doch auch diese Rehabilitierung des «Unteren», dem sozusagen im Klassenkampf die Gleichheit zuerkannt wird, wurde schliesslich pedantisch und sogar borniert. Umberto Eco, der Liebhaber der Krimis und Comics, hat schliesslich sein bedeutendstes Buch, «*L'opera aperta*», James Joyce gewidmet.

Ist dies vielleicht das Geheimnis von Ecos Erfolg? Der Professor hat mit vorzüglicher Erzähltechnik, mit Temperament und Humor einen Roman geschrieben, der Spass macht, und gibt

zugleich seinem Leser den Eindruck, sich in Kirchengeschichte und Philosophie des Mittelalters zurechtzufinden, einem hohen Anspruch zu genügen und die eingebauten Listigkeiten zu erraten.

Wer wie ich an diesem Roman Kurzweil hatte, darf nicht als Spielverderber auftreten, doch kann ich nur subjektiv – ohne es zum Massstab zu machen – berichten, dass ich an der munteren Geschichte zwar Geschmack fand, dass sich aber nachträglich ein schales Gefühl einstellte. Man hat ein kluges Spiel mitgespielt, aber wenn man den Ausgang kennt,

würde man es kein zweites Mal durchspielen mögen. Warum könnte ich «Der Hund von Baskerville» wiederlesen und die Ermittlung von Ecos Baskerville nicht? Conan Doyles Landschaften und Ereignisse bleiben nach den Enthüllungen noch enigmatisch; Umberto Ecos Konstruktion ist ein Rebus. Diese beiden Formen des Rätsels trennt literarisch eine Welt.

François Bondy

¹ Umberto Eco, *Der Name der Rose*, Roman. Aus dem Italienischen von Burkhard Kroeber, Carl Hanser Verlag, München/Wien 1982.

«Der gute Carl Seelig»

Zu seiner Biographie von Ulrich Weinzierl

Eine Art Quadratur des Kreises hat *Ulrich Weinzierl* vollbracht: in seiner Biographie *Carl Seeligs* (1894–1962) wechseln Ironie und Ehrfurcht fast ohne Missklang miteinander ab¹. Ironisch tönt gleich der von der Visitenkarte des Dargestellten abgeschriebene Buchtitel: «*Carl Seelig, Schriftsteller*». Und schon auf der zweiten Textseite verrät eine längere Stelle aus dem Erinnerungsbuch «*Bei uns im Rabenhaus*» von Rudolf Jakob Humm, dass es sich offenbar um keinen *grossen* Schriftsteller handelt. «*Der gute Carl Seelig!*» spöttelt Humm, rühmt vorbehaltlos seine Güte, bescheinigt ihm aber mangelhafte Intelligenz und unfreiwillig komische Schreibweise. Ausgiebig dokumentierend, zeigt der Biograph in der Folge, «*wo Humm recht und wo er unrecht hatte*».

Ein nicht zu übersehendes, von Seelig in einer autobiographischen Erzählung geschildertes Jugendtrauma war der Gegensatz zum Vater, einem vermöglichen Zürcher Seidenindustriellen. Die Psychoanalytiker mögen darüber rätseln, weshalb der reiche Jüngling nach dem Bergtod des ungeliebten Erzeugers – Präfiguration des dereinstigen eigenen Unfalltodes im Zürcher Strassenverkehr – ein so aussergewöhnliches Talent entwickelt hat, sich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu machen. Seelig suchte und fand solche vor allem in der zeitgenössischen Schriftstellerwelt, zunächst als ebenso finanzkräftiger wie idealistischer Teilhaber eines Wiener Verlags, dann als vielseitiger Publizist, Herausgeber und Übersetzer in Zürich. Durch eine überaus rührige Rezensententätig-

keit, persönliche Dienste und Aufmerksamkeiten gewann er die Freundschaft von Romain Rolland, Hermann Hesse, Stefan Zweig, Max Picard, Alfred Polgar, Robert Musil, David Herbert Lawrence, Henri Barbusse, Ernst Toller, Hermann Broch und vielen andern. Das breitgefächerte Freundschaftswesen ist ein Hauptthema des Buches und hat auch den Löwenanteil an der Bebilderung. Den beiden nicht sehr glücklichen Ehen sind nur zwei Seiten gewidmet.

Der vertrauteste Freund, nach Weinzierl wohl der *«einzige in des Wortes wahrer Bedeutung»*, war der scharf- und tiefsinnige Menschenkenner Max Picard. Seelig selber, vorzugsweise den verkannten und notleidenden Schriftstellerkollegen zugewandt, setzte seinem Leben für andere die Krone auf als Freund und Vormund des kranken Robert Walser, wovon ein besonderes Kapitel handelt. In dem Brief, den ihm Picard nach dem Tode des Dichters schrieb, steht wohl das Beste, was er je über sich selber hat lesen und hören dürfen: *«Ich wollte Dir sagen, dass Deine Freundschaft mit Walser selbst eine Walser-Geschichte ist und dass Du ganz eine Walser-Figur bist: Walser-Figur und doch Du. Von ihm erzeugt, ja – aber doch warst Du bereit, der Du deutlich Du selbst ist (sic), Dich auch von ihm erzeugen zu lassen.»*

Die Zusammensetzung des Freundeskreises lässt auf die Zugehörigkeit Seeligs zur *«linken Internationalen der Literatur»* schliessen. Schon während des Ersten Weltkriegs veröffentlichte er im sozialdemokratischen *«Volksrecht»* die zornigen Verse *«Den Wucherern ins Stammbuch»*. Oskar Maria Graf redete den begeisterten Rezen-

senten seiner Autobiographie als *«Genossen Seelig»* an und entbot ihm *«proletarische Grüsse»*. Zeugnisse kämpferisch gestimmter freiheitlich-demokratischer und humaner Denkart sind unter anderem die Zeitungsartikel über den Nazi-Dichter Will Vesper und den an der Blut-und-Boden-Schwärmerei nicht ganz unschuldigen Lebensphilosophen Ludwig Klages.

Indessen macht der Biograph deutlich, dass der *«ein wenig parsifalartige Schweizer»* im Grunde ein unpolitischer Mensch war. Ohne Parteibindung spielte Seelig im internationalen Pazifismus eine sachdienliche Vermittlerrolle. In den Jahren des Dritten Reiches wurde er zum Anwalt und Helfer der Entrechteten. Manche der von ihm Umsorgten waren damals in Gefahr, am Sinn ihres Schaffens zu verzweifeln. Hermann Broch schrieb ihm, das erlebte Grauen habe seine *«alte These von der Überflüssigkeit des Künstlerischen in dieser Zeit»* bestätigt. Seelig freilich blieb literaturläufig, wenn ihm auch gelegentlich Zweifel kamen und sein humanitäres Wirken nicht nur Schriftstellern galt. Weinzierl vergisst nicht zu bemerken, dass Broch selber die schriftstellerische Arbeit ungeachtet der erkannten Überflüssigkeit fortgesetzt hat.

Die journalistischen und literarischen Leistungen Seeligs werden vom Verfasser zuweilen mit gedämpfter Ironie, jedoch mit geziemender Abgrenzung gegen Humm beurteilt. Man findet in seinen Besprechungen von Büchern, Theaterstücken, Filmen usw. verfehlte bildliche Ausdrücke und sonstiges Misslungenes, aber auch viel Treffendes, von einem wachen kritischen Verstand und von Einfühlung Zeugendes. Die Mängel sind wohl

grossenteils aus der allzu eiligen Arbeitsweise zu erklären. Als Dichter hat Seelig keine persönlich geprägte Sprache. Mit Recht hebt Weinzierl dagegen den Wert der biographischen Arbeiten über Albert Einstein und der «*Wanderungen mit Robert Walser*» hervor. In den erstgenannten ist es Seelig gelungen, aus seiner eigenen guten Menschlichkeit heraus die des grossen Gelehrten, von dessen wissenschaftlicher Leistung er nur laienhafte Kenntnis hatte, überzeugend darzustellen. (Er hat sich Einstein auch durch Fürsorge für dessen in Zürich lebenden kranken Sohn zu Dank verpflichtet.) Noch unmittelbarer ist das Menschlich-Einmalige in dem Büchlein über Walser erfasst. Mit ihm hat Seelig einem andern, andersartigen, komplizierteren schweizerischen Parafal ein Denkmal gesetzt.

Ulrich Weinzierl hätte, wie er im Nachwort gesteht, diese Biographie nicht schreiben können, wenn ihm

Elio Fröhlich, der pietätvolle Verwalter von Seeligs Nachlass, Gründer der Carl-Seelig-Stiftung und des Robert-Walser-Archivs in Zürich, den Dokumentenschatz der Stiftung nicht zugänglich gemacht hätte. Weinzierl hat sich die Pietät nicht zum Hindernis biographischer Wahrhaftigkeit und kritischen Urteils werden lassen. Aus der geschilderten Mischung von Vorzügen und Schwächen lässt er aber immer wieder aufleuchten, was Emmy Ball-Hennings in einem an Seelig gerichteten Brief gerühmt hat: er sei «*von einer schier heiligen Einfalt*». Wir hätten also an «*Carl Seelig, Schriftsteller*» schier ein Heiligenleben, und zwar, im Unterschied zu einem grossen Teil der hagiographischen Literatur, ein wahres.

Robert Mächler

¹ Ulrich Weinzierl: Carl Seelig, Schriftsteller. Löcker Verlag, Wien/München 1982.

Nahum Goldmanns Reisebriefe

Noch anlässlich der Libanon-Ereignisse hat sich der jüngst verstorbene Nahum Goldmann, Gründungspräsident des jüdischen Weltkongresses und lebenslanger engagierter Zionist, als ebenso erfahrener wie harter Kritiker israelischer Politik erwiesen. Um so gespannter durfte man auf jene frühen «*Reisebriefe*» sein, die Goldmann über seine erste Palästina-reise im Jahre 1913 verfasst hatte. Dem knapp achtzehnjährigen Abiturienten wurde damals die Teilnahme an einer

Palästina-Exkursion von einem Gönner finanziert, mit der Auflage, darüber für das «*Frankfurter Israelische Familienblatt*» regelmässig zu berichten – was der glühende junge Zionist denn auch mit Feuereifer tat. Die «*Reisebriefe aus Palästina*», bald auch in Buchform erschienen, waren ein grosser publizistischer Erfolg, bis sie – durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges überrollt – in völlige Vergessenheit gerieten. Nun liegt eine Neuauflage vor, versehen mit zeit-

genössischen Fotografien, Faksimile-Beilagen, einem Glossar jüdischer Begriffe und einer Kartenskizze, vor allem aber mit einem imposanten «*Rückblick nach siebenzig Jahren*» des Autors selber, einer bitter-realistischen Bilanz seines zionistischen Lebenswerkes, das mit jener Palästina-reise einen so idealistischen Anfang genommen hatte¹.

Seine Berichte sollten nicht werten, schrieb Goldmann damals 1914, sondern «*in der Seele des Lesers die Sehnsucht erwecken, selbst hinüberzugehen und all das Wunderbare, das in unseren Tagen in Palästina emporblüht, anzuschauen*». Er selbst fand dieses «Wunderbare» – in den jüdischen Kolonien, an historischen Stätten, auch in Begegnungen, Menschen, Gesprächen –, und er schilderte es mit der Blumigkeit und Ausführlichkeit eines von der Exotik des Orients überwältigten jungen Europäers. Doch das Pathos, der erregte Gefühlsüberschwang in Begeisterung und auch in Enttäuschung (Enttäuschungen notierte er schon damals mit der ihm eigenen Ehrlichkeit) sind nicht nur dem Alter des damaligen Reisenden anzulasten. Vielmehr kennzeichnet dieser heute mit seiner immer wieder betonten «*Siegeszuversicht*» und «*Zukunftshoffnung*» so anachronistisch anmutende Stil in bewegender Weise jene Früh- und Pionierzeit des Zionismus, den Goldmann «*eine der idealistischsten Bewegungen des 20. Jahrhunderts*» nennt – und von der er sich mit 87 Jahren bitter fragt, was aus ihr im Staate Israel geworden ist. Es ist diese Einordnung und Kommentierung der Reiseberichte des Jünglings durch den betagten Autor selber, dieses Gegen- und Nebenein-

ander von Früh- und Spätlese, was der vorliegenden Neuausgabe ihren Wert verleiht und sie zu einer Art Zeugenbericht der geistigen Entwicklung des jüdischen Volkes in Palästina-Israel werden lässt. Eine Entwicklung, deren immerhin mögliche Kontinuität und Normalität nach Goldmann durch die Ereignisse der NS-Zeit fundamental und auf Dauer gestört worden ist. Denn es war der «*Schock dieser Tragödie*», der zu einer in seinen Augen verfrühten Gründung des Staates Israel führte, zur verhängnisvollen Teilung Palästinas, zu Flüchtlingsströmen von nie vorstellbaren Ausmassen mit entsprechender Integrations- und Konfliktsproblematik im Zusammenleben mit der arabischen Welt. Doch dies waren nur die äusseren Folgen der Tragödie – als ebenso gravierend sieht Goldmann in seinem «*Rückblick*» ihre inneren: Nicht nur die «*rührende Naivität*», der «*jünglingshafte Charakter*» der Reisebriefe musste untergehen – der Autor hätte dies wohl zu verschmerzen gewusst –, sondern vor allem jene ganze reichhaltige Ideologie des Zionismus, die sie dokumentieren, des Zionismus, in all seinen vielen sozialen, religiösen, kulturellen und menschlichen Aspekten. Übrig blieb die Staats-Idee (die ursprünglich nicht der entscheidende Inhalt des Zionismus war), übrig blieb eine ebenso begreifliche wie einseitige Konzentration aller jüdischen Energien auf Selbsterhaltung. Militarisierung, Kriegsbegeisterung, Sieges- und Machtrausch waren die verhängnisvollen Folgen dieser geistigen Verengung, bis hin zur heute alles beherrschenden jüdischen Selbstüberschätzung, die Goldmann als Kehrseite der ungewöhn-

lichen Fähigkeiten seines Volkes eindrucksvoll schildert.

Von einer Rückkehr zum ganzheitlichen, altruistischen Zionismus seiner Jugend und des Palästinas der «Reisebriefe» versprach sich Goldmann heute für Israel eine – die einzige – Umkehrmöglichkeit aus der Sackgasse der Kriege und des Militarismus. So realistisch dabei seine Einschätzung der Dinge bleibt – wenn er etwa die gegenwärtigen religiösen Gruppierungen beinahe vergeblich nach derartigen Ansätzen durchforscht, wenn er sich mehr vom Druck von aussen verspricht, als von einer spontanen inneren Neubesinnung – noch war offenbar die hoffnungsvolle Zuver-

sicht des hochbetagten Zionisten nicht ganz erloschen, jene Atmosphäre seines Jugenderlebnisses in Palästina für die Zukunft zu retten, die ihn damals schreiben liess: «*Das Leben hier hat noch jenen kühlenden, erfrischenden Hauch, den nur eine primitive, naive Kultur zu besitzen vermag. Und darum allein ist das Leben in Palästina schon an sich, in seinem Wesen, so viel moralischer als das unsere in Europa.*»

Kathrin Meier-Rust

¹ Nahum Goldmann, Erez-Israel. Reisebriefe aus Palästina 1914. Rückblick nach siebenzig Jahren. Verlag Darmstädter Blätter 1982.

Hinweise

Emil Staiger übersetzte die Aeneis

Als handlicher Band der «Bibliothek der Alten Welt» ist im *Artemis Verlag, Zürich*, in neuer Übersetzung von *Emil Staiger* das Epos von der mythischen Vorgeschichte römischer Grösse unter Augustus, *Vergils «Aeneis»* erschienen. Schon immer hat sich der Germanist Emil Staiger um die Werke des klassischen Altertums als Übersetzer bemüht, etwa um die Tragödien des Sophokles oder die Gedichte des Theokrit. 1978 erschien seine Übersetzung der «*Gerusalemme liberata*» von Torquato Tasso, und nun also die «*Aeneis*». Textvergleiche mit dem Original erweisen die Treue von Staigers Text, Vergleiche mit andern Übersetzungen wie zum Beispiel der von Johannes und Maria Götte ihre Lesbar-

keit. Hier sei der Anfang im Wortlaut hingesetzt, das Prooemium:

*«Waffen sing ich und Mann, der am
Anfang, von troischer Küste,
Flüchtig, durch Götterspruch nach
Italien kam zu Laviniums
Ufer. Weit über Länder und Meere
verschlugen ihn hohe
Mächte. Denn seiner gedachte der
Zorn der herrischen Juno.
Viel auch litt er im Krieg, bis die Stadt
er gegründet, die Götter
Latium zugeführt, dem das Geschlecht
der Latiner,
Albas Väter entstammen, die Mauern
der ragenden Roma.
Sage mir, Muse, wie kam's? Der
Götterkönigin heilige
Würde, was kränkte sie so, bewog sie,
in solches Gedränge,*

*Solche Nöte den Mann zu stürzen, den
fromme Gesinnung
Ehrte? So grossen Grolls sind Herzen
der Himmlischen fähig?»*

Der Band enthält ein Nachwort des Übersetzers und Anmerkungen. Er macht Vergil aufs neue zugänglich.

Gesellschaften im Zeitalter der Aufklärung

Ulrich Im Hof, Professor für Schweizergeschichte an der Universität Bern, hat sich ein Thema gestellt, das sich als ungemein ergiebig erweist: die Akademien, literarischen, wissenschaftlichen und gemeinnützigen Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts, auch die Logen und Bünde erweisen sich als das Ferment der Aufklärung, als die Promotoren und Animatoren aufklärerischer Reformen. «*Das gesellige Jahrhundert*» heisst seine informative Arbeit, die nachzeichnet, wie die genannten Gesellschaften, die in grosser Zahl eben im achtzehnten Jahrhundert gegründet wurden, die alten sozialen Strukturen aufzubrechen begannen. Veränderungen, die am Ende des Jahrhunderts weithin sichtbar in der Französischen Revolution ihren Höhepunkt erreichten, sind in den «Gesellschaften» vorbereitet, verzögert oder befördert worden. Ein halbes Jahrhundert nur dauerte der «Totentanz» des «Ancien Régime», vom Erdbeben in Lissabon bis zum Bombardement von Kopenhagen durch die Engländer im Jahre 1807. Und entscheidend ist nicht die Fülle der Ereignisse in die-

sem Zeitraum, sondern ihre Qualität. Es gab auch vorher Naturkatastrophen und kriegerische Auseinandersetzungen, Heimsuchungen denkwürdiger Art. Aber so tiefgreifende gesellschaftliche und die Situation des Menschen verändernde Umwälzungen waren es nicht. Den gelehrten Gesellschaften des achtzehnten Jahrhunderts kommt bei diesen tiefgreifenden Umwälzungen eine bedeutende Rolle zu. Das Buch von Ulrich Im Hof geht ihrem Wirken nach, charakterisiert die wichtigsten Gesellschaftstypen und analysiert, was sie bewegt hat (*Verlag C. H. Beck, München 1982*).

Die Rhätische Bahn

Im gleichen Jahr, in welchem das offizielle Buch der SBB über die Bahn durch den Gotthard erschienen ist, legt der *Orell Füssli Verlag* in dritter und vollständig neu bearbeiteter Auflage den Band «*Die Rhätische Bahn*» vor, vorwiegend eine Bilddokumentation über einen der interessantesten «Bahnkantone» der Schweiz. Text und Bild (neben Deutsch auch Französisch und Englisch) stammen von *Franz Marti* und *Walter Trüb*. Die Geschichte des Stammnetzes, eine kleine Apologie der kleinen Spurweite und vor allem die Beschreibung der wichtigsten Strecken, von der Bernina-Bahn bis zur Chur-Arosa-Bahn, ferner Ausführungen über Elektrifikation und Modernisierung der technischen Ausstattung leiten über zu einer umfangreichen Bilddokumentation, die in grosser Zahl auch historische Aufnahmen enthält.